

NMPB

böhlau



NMPB

Nehrer Medek⁺ Pohl Bradic

BÖHLAU

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek: Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2024 Böhlau, Zeltgasse 1, A-1080 Wien, ein Imprint der Brill-Gruppe (Koninklijke Brill BV, Leiden, Niederlande; Brill USA Inc., Boston MA, USA; Brill Asia Pte Ltd, Singapore; Brill Deutschland GmbH, Paderborn, Deutschland; Brill Österreich GmbH, Wien, Österreich) Koninklijke Brill BV umfasst die Imprints Brill, Brill Nijhoff, Brill Schöningh, Brill Fink, Brill mentis, Brill Wageningen Academic, Vandenhoeck & Ruprecht, Böhlau und V&R unipress.

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages.

Umschlagabbildung: Fachhochschule St. Pölten
Erweiterung, Foto: Hertha Hurnaus

Umschlagabbildung Innenseite:
Stadtplan mit NMPB Bauten

Lektorat: Simone Buckreus, Regensburg

Korrektur: Jonas Hiese, Göttingen

Gestaltung: Bueronardin

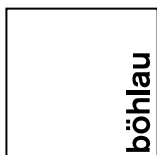
Vandenhoeck & Ruprecht Verlage
www.vandenhoeck-ruprecht-verlage.com

ISBN 978-3-205-22084-8

NMPB-Architekten

Angemessen und Nachhaltig

Markus Kristan



- 6 **Spaziergang zu den Bauten
von NMPB-Architekten
Markus Kristan**
- 12 **Zum Geleit
Otto Kapfinger**
- 16 **Kontinuität und Kontraste –
Methoden des Weiterbauens
Christian Kühn**
- 18 **Kammer für Arbeiter und Angestellte, Wien**
24 **Liesbeth Waechter-Böhm**
28 **Jan Tabor**
- 30 **Medizinische Universität Wien, Zahnklinik**
36 **Iris Meder**
40 **Matthias Boeckl**
- 44 **Bürgerzentrum Böheimkirchen**
50 **Christian Kühn**
- 54 **Technische Universität Wien, Karlsplatz**
62 **Iris Meder**
- 72 **Theresianische Akademie Wien**
76 **Rettungs- und Feuerwehrleitstelle, Feldkirch**
- 80 **Zwischenräume und Übergänge –
das Haus als Stadt und die Stadt als Haus
Christian Kühn**
- 82 **Universität Wien, Institutsgebäude Währinger Straße**
86 **Jan Tabor**
94 **Christian Kühn**
- 96 **Gartensiedlung Ottakring**
100 **Liesbeth Waechter-Böhm**
- 106 **Wohnquartier Wilhelm-Kaserne**
114 **Hans-Sachs-Gymnasium, Sporthalle, Nürnberg**
118 **Kammer für Arbeiter und Angestellte, Plößlgasse, Wien**
122 **Wohnbaupartitur Süßenbrunner Straße West, Wien**

126	Komplexe Nachbarschaften – Räume des sozialen Austausches Christian Kühn
128	Wohnen für Generationen Ottakring, Wien
132	Markus Kristan
136	Drei Schwestern, Wohnbauanlage, Wien
138	Isabella Marboe
146	Barbara-Prammer-Hof, Gemeindebau Neu, Wien
148	Christian Kühn
154	Die drei Geschwister, Wohnen im Garten, Wien
158	Wohnen am Mühlbachquartier, St. Pölten
168	Pflege- und Ausbildungsgebäude, Vinzenzgasse
172	Treibhäuser der Zukunft – offene Lernlandschaften / der Raum als dritter Pädagoge Christian Kühn
174	Fachhochschule St. Pölten
176	Markus Kristan
180	Liesbeth Waechter-Böhm
188	Fachhochschule St. Pölten, Erweiterung
192	Christian Kühn
200	Schulcampus Monte Laa, Wien
206	Isabella Marboe
210	Schulzentrum Krems
218	Iris Meder
220	Volksschule Eßlinger Hauptstraße
227	Epilog, oder Gott steckt im Detail – Detail und Konstruktion Christian Kühn
228	Werkverzeichnis
230	Biografien
232	Bildnachweis

Spaziergang zu den Bauten von NMPB-Architekten

Markus Kristan: NMPB-Architekten

Um das umfangreiche Werk der NMPB-Architekten der vergangenen 20 Jahre auf überschaubare Art und Weise vorzustellen, wird hier ein gedachter Spaziergang zu einer nahezu willkürlichen Auswahl in diesem Zeitraum entstandener Bauten unternommen. „Nahezu“, weil bei dieser Auswahl die verschiedenen Bauaufgaben und Entstehungszeiträume berücksichtigt werden. Die hier knapp geschilderten Bauten stehen exemplarisch für all die vielen anderen Bauten und Projekte, die in diesem Zeitraum geplant und verwirklicht wurden. Anhand dieser Auswahl sollen einige wesentliche Charakteristika der Gebäude des Architektenteams hervorgehoben werden.

Markus Kristan

Medizinische Universität Wien,
Zahnklinik

Die gedankliche Tour beginnt im Spitalsbezirk von Wien: in Wien-Alsergrund. Die Zahnklinik der Universität Wien ist mittlerweile – seit ihrer Eröffnung 2013 – vielleicht zu einem der prominentesten Bauten der NMPB-Architekten geworden – möglicherweise auch deshalb, weil das Haus von seiner Direktion durch zahlreiche Abendveranstaltungen besonders offen geführt wird. Dem bemerkenswerten Baukomplex gingen zwei Wettbewerbe voran, die schon weiter in der Vergangenheit zurückliegen: Der erste fand 1993, der zweite 1999 statt. Es sollten nochmals neun Jahre vergehen, bis die Bauarbeiten 2008 begannen. Am Beginn der Planungen war noch der für die Geschichte und die Entwicklung des Ateliers überaus wichtige Atelierpartner Reinhard Medek[†] beteiligt, der 2003 überraschend verstarb.

Die Aufgabe war, das 1783–85 von dem französischen Architekten Isidor Ganneval im Auftrag Kaiser Josephs II. errichtete, um zwei Höfe gruppierte Garnisonsspital in eine moderne Zahnklinik umzubauen und dahingehend auch – unter Berücksichtigung der Auflagen des Denkmalschutzes – zu erweitern. Der in Paris geborene, klassizistische



Architekt, dessen Name von den Wienern schon bald mit „Isidore Canevale“ italianisiert wurde, schuf vor nahezu einem Vierteljahrtausend mit seinen großzügig dimensionierten Trakten die Möglichkeit, am Beginn des 21. Jahrhunderts ein High-Tech-Spital einzubauen, das allen Anforderungen der Gegenwart gerecht wird. Die Genialität der klassizistischen Architektur besteht neben vielem anderen auch darin, dass Ganneval keine wie sonst bei solchen Bauten üblichen Mittelmauern schuf, die die lang gestreckten Trakte der Länge nach in zwei gleich breite Hälften teilen und die Kamine aufnehmen. Der französische Architekt ließ die Kaminwand seitlich aus der Mitte versetzt errichten und durchbrach sie stereotyp mit

großen rundbogigen Durchgängen. Dadurch war einst und ist auch heute noch die Möglichkeit gegeben, die Breite der Trakte entweder voll oder – durch gelegentliches Zumauern der Öffnungen – nur zu einem oder zu zwei Dritteln zu nutzen. Die vorgefundene große Raumhöhe ließ den NMPB-Architekten ausreichend Platz für die für ein Spital not- und aufwendige Haustechnik. Diese ursprüngliche räumliche Konzeption Gannevals führt zu der Erkenntnis, dass Großzügigkeit Flexibilität in der Zukunft erlaubt und somit Nachhaltigkeit, schonenden Umgang mit Material- und Zeit-Ressourcen sowie Denkmalschutz ermöglicht.

Man betritt die Zahnklinik nun nicht mehr wie früher durch eine kleine Tür von der Währinger Straße aus, sondern über einen der Funktion des Gebäudes angemessenen großzügigen Eingang in der Sensengasse. Von dort gelangt man nun in die hohe, lichtdurchflutete Eingangshalle und kann sich hier – dank der Blickdurchlässigkeit der Räume – rasch und gut orientieren. Der Raum für die Eingangshalle entsteht durch den breiten Abstand, der zwischen dem alten Trakt des Garnisonsspitals und dem neu vorgelagerten Neubautrakt geschaffen wurde. Vom begrünten Hof aus erkennt man gut, dass der neu errichtete Trakt tiefer gelegt wurde (wodurch weiterer Raum für Hörsäle gewonnen werden konnte) und bei Weitem auch nicht die Firsthöhe des alten Gebäudes erreicht. Dadurch bleibt die für den Gesamteindruck des Gebäudes wichtige Silhouette des ehrwürdigen Bauwerks bestehen. Dies ist ein vorbildhaftes Beispiel für sorgsamem Umgang mit alter Bausubstanz, ohne deshalb auf moderne Architektur verzichten zu müssen.

Man könnte noch seitenlang über jede Menge Details des Baus berichten (hier im Buch finden sich noch Aufsätze zur Zahnklinik von Iris Meder und Matthias Boeckl, die den Baukomplex ausführlich schildern und erläutern). Nur eines noch: Dem Vertreter des Bauherrn war es wichtig, im Gebäudeinneren kein „weißes“, die Patienten abschreckendes Spital zu haben. Dem trugen die Architekten vor allem dadurch Rechnung, dass sie den Maler und Farbenkünstler Oskar Putz damit beauftragten, für die Wände der Eingangshalle einen Farbcode zu entwickeln, der fröhlich und damit „angsthemmend“ wirkt.

Auch jetzt noch, zehn Jahre nach der Fertigstellung der Zahnklinik, hat dies alles nichts an Frische verloren.

Kammer für Arbeiter und Angestellte Wien

Ein weiterer öffentlicher Bau, ein Bürobau, den NMPB-Architekten in den vergangenen zwanzig Jahren errichten konnten, ist die Neugestaltung und Erweiterung der Kammer für Arbeiter und Angestellte in Wien – kurz „Arbeiterkammer“ genannt. Sie ist südlich der Ringstraße, in der Prinz-Eugen-Straße, gegenüber dem Schwarzenberggarten situiert. Die Aufgabe war ähnlich wie bei der Zahnklinik und doch auch wieder eine gänzlich andere. Wohl auch deshalb, weil das Haus überwiegend für Büros genutzt wird.



Auch hier galt es, den alten Bau, der allerdings nicht ein Vierteljahrtausend, sondern zum Zeitpunkt seiner Neugestaltung „nur“ rund ein halbes Jahrhundert alt war (erbaut 1957–60 von Franz Mörth), maßgeblich zu erweitern und zugleich das altgewohnte Erscheinungsbild beizubehalten. Die Grundidee, mit denen die Architekten den Wettbewerb für sich entscheiden konnten, war aber eine ähnliche wie bei der Zahnklinik. Gleichsam vor der Rückseite des Gebäudes, der dem Garten zugewandten Front des älteren Gebäudes, errichteten die Architekten einen hohen Trakt mit Glasfassade, der in gebührendem Abstand zum Nachkriegsgebäude steht. Dieser neue Trakt wird durch formal und konstruktiv beachtliche V-förmige Pfeiler in der blickdurchlässigen Halle im Erdgeschoß getragen. Die Errichtung dieser Pfeiler an diesen Stellen war möglich, weil sich darunter, im Keller des Gebäudes, exakt an diesen Punkten eine mächtige Mauer befindet, die die Last aufzunehmen vermag.

Im Erdgeschoß strecken sich noch, als Teil des Neubautraktes, fingerartig transparente Beratungskojen als Pavillone in den Garten.

Was hier, aber auch noch bei vielen anderen Gebäuden der NMPB-Architekten, seien es nun Schulen, Institute, Büros, Kliniken oder Wohnbauten, ins Auge fällt, ist, dass die bildenden Künste eine besondere Rolle spielen. Im Fall der Arbeiterkammer handelt es sich um ein grafisches Gebäudeleitsystem, das

von Walter Bohatsch, mit dem das Atelier viele Jahrzehnte hindurch zusammenarbeitete, stammt. Weiters besticht der Siebdruck auf der Pavillonverglasung von der türkischen Künstlerin Ayse Erkmen. Die als Vorplatz des Gebäudes in der Prinz-Eugen-Straße dienende raffinierte Stiegenanlage wurde von Feld72 Architekten geschaffen. Im Direktionsbereich befindet sich eine Wandgestaltung, die von Ingeborg Kumpfmüller angefertigt wurde – auch mit ihr arbeiteten die Architekten wiederholt zusammen. Die Gestaltung des Wasserbeckens hat Matti Braun übernommen. Die Kunstinstitution im Foyer des Gebäudes stammt von Gabriele Lenz und Anja Mönkemöller.

Auch über dieses Gebäude ließe sich natürlich noch viel schreiben. Diese Aufgabe übernehmen hier im Buch die 2008 und 2010 erstmals veröffentlichten Aufsätze von Liesbeth Waechter-Böhm und Jan Tabor.



Bürgerzentrum Böheimkirchen

Einen gänzlich anderen Zugang zeigt das erst in jüngerer Vergangenheit – 2015 bis 2018 – entstandene Bürgerzentrum Böheimkirchen. Die an der Bundesstraße nach St. Pölten gelegene Marktgemeinde rang sich nach Wettbewerben und Bürgerbeteiligungsverfahren dazu durch, das alte, wertlose Gebäude neben dem Rathaus zu schleifen und durch einen multifunktionalen, zeitgemäßen Bau zu ersetzen. Zugleich wurde das daran anschließende Rathaus tiefgreifend saniert und durch Ausbau des Dachbodens auch massiv erweitert. Durch diese mutigen baulichen Maßnahmen entstand im Ort ein Zentrum, das bis dahin in dieser deutlichen Form nicht existierte hatte.

Bei Betrachtung des Neubaus kommen einem die beiden, von zwei international bedeutenden Architekten des späten 19. und des gesamten 20. Jahrhunderts getätigten Leitsprüche in den Sinn: der von Ludwig Mies van Rohe wiederverwendete und propagierte Spruch „Less is more“ sowie das – vielleicht noch berühmtere – Motto des amerikanischen Architekten Louis Sullivan „Form follows function“. Wenn beide Zitate heute vielleicht auch schon etwas überstrapaziert wirken, haben sie doch für das bemerkenswerte Bürgerzentrum (der renommierte österreichische Architekturkritiker Otto Kapfinger war bei seinem Anblick, wie er sagte, „positiv schockiert“) in Böheimkirchen ihre Gültigkeit. Die Reduktion der Materialien auf Sichtbeton, Holz, Stahl und Glas ist bestechend und strahlt eine große Eleganz aus. Ebenso verhält es sich mit der Multifunktionalität. Auch hier wieder – wie bei den bereits zuvor genannten Gebäuden – besticht die räumliche Großzügigkeit und „Durchsichtigkeit“, die eine rasche Orientierung ermöglicht.

Am außergewöhnlichsten und überraschendsten an dem Bauwerk sind vielleicht der Lift sowie auch die Stiegenanlage, die vom Straßenniveau hinauf auf die auf einem steilen Hügel gelegene Pfarrkirche des Ortes führen und über eine Verbindungsbrücke mit dem Bau verbunden sind.



Technische Universität Wien, Karlsplatz

Ursprünglich, als die Architekten 2005 den Wettbewerb für die Neugestaltung der Technischen Universität in Wien gewannen, waren in dem komplexen, über Jahrhunderte hinweg entstandenen Gebäude weit mehr Erweiterungen und Sanierungen geplant. Doch der chronische Geldmangel in Österreich verhinderte dies vorerst. Dem Wettbewerb war eine öffentliche Diskussion vorausgegangen, ob die Technische Universität an ihrem alten, angestammten Platz in der Nähe der Wiener Innenstadt bleiben oder an die Wiener

Peripherie nach Aspern, in einen dort zu errichtenden Neubau ziehen sollte. Die Tradition siegte! Die Technische Universität blieb am Karlsplatz! Anstelle des alten Flughafens Aspern, auf dem der Universitätscampus hätte entstehen sollen, wurde die Seestadt Aspern als Wohnareal errichtet.

Die Architekten begannen in der Folge, die abgenützte Eingangshalle am Karlsplatz im Erdgeschoß des Mittelrisalits durch Öffnungen von Seitenwänden massiv zu verbreitern und durch eine zeitgemäße, raffinierte Beleuchtungsanlage „aufzufrischen“. Das Hauptstiegenhaus wurde von unnötigen Zu- und Abmauerungen, dem Lift in der Treppenspindel, befreit und zeigt sich seit dem wieder im früheren Glanz. Der Clou des Ganzen aber ist, wie auch hier im Buch an mehreren Stellen mehrmals und ausführlich beschrieben (z. B. im einleitenden Text von Otto Kapfinger), der Kuppelsaal im Dach des Mittelrisalits am Karlsplatz. Die mächtige Balkendeckenkonstruktion, die nun nach Jahrzehnten – um nicht zu sagen nach Jahrhunderten – wieder in ihrer vollen Pracht zu sehen ist, gibt dem altherwürdigen Polytechnischen Institut, das früher maßgeblich für die Monarchie und heute für Studierende aus aller Welt bedeutsam ist, den angemessenen Veranstaltungs- und Festsaal. Die Architekten selbst sehen in der Freilegung der überaus beeindruckenden Balkenkonstruktion des Dachstuhls eine ihrer wichtigsten Arbeiten. Die hier erreichte hervorragende Akustik wird nicht nur für Festakte der Technische Universität, sondern auch für Konzerte klassischer Musik genutzt.

Nicht weniger bedeutsam, wenn auch weitaus weniger beachtet, sind die im ersten Hof des Gebäudekomplexes von NMPB-Architekten zugebauten Stiegenhäuser 2 und 10.

Fachhochschule St. Pölten

Bei all den bislang genannten Bauten hatten es die Architekten mit einem alten Baubestand zu tun, der bei ihren Planungen zu berücksichtigen war. Gänzlich anders verhält es sich bei der Fachhochschule in St. Pölten: Hier konnten sie wirklich – wie man so schön sagt – auf „der grünen Wiese“ bauen. Zur imaginären Betrachtung dieses Bauwerks reisen wir nun in die mittlerweile gar nicht mehr so neue Landeshauptstadt Niederösterreichs. Die Fachhochschule befindet sich nördlich des Stadtzentrums von St. Pölten, nicht



unweit des Mühlbaches, in einem locker verbauten Teil der Stadt. Mehrgeschoßige Wohnblöcke in größerem Abstand zueinander errichtet, charakterisieren die Umgebung, schafften aber weniger einen Ort als vielmehr eine unstrukturierte Gegend. Dies hat sich durch die Schulbauten nun tiefgreifend verändert.

Der von der Architekturjournalistin Liesbeth Waechter-Böhm über die Bauten der NMPB-Architekten getätigte Spruch „Funktionell dienlich – architektonisch wirksam“ hat hier besonders augenfällig seine Gültigkeit. Innerhalb der etwas monotonen Verbauung der Umgebung erscheinen die beiden Bauteile der Fachhochschule – der erste, 2005 bis 2007 errichtete Bauteil wurde 2016 bis 2021 mit einem zweiten Bauteil erweitert – wie (um es etwas überzogen auszudrücken) von einem anderen Stern, wodurch sie ihre Bedeutsamkeit und ihren öffentlichen Charakter unterstreichen. So viel zur architektonischen Wirksamkeit! Die funktionelle Dienlichkeit der Gebäude erschließt sich natürlich in ihrem Inneren. Tiefe, großzügig bemessene Einschnitte in die beiden über nahezu quadratischem Grundriss errichteten Baublöcke sowie jeweils ein weiträumiger Lichthof schaffen im Gebäudeinneren lichtdurchflutete Hallen, die wiederum gute, wohltuend schnelle und einfache Orientierbarkeit ermöglichen. Es entstehen also ähnliche räumliche Wirkungen wie bei den vorhin genannten Bauten, wo neue Bauteile mit älteren Bestandteilen verbunden wurden.

Farbige Akzente im ersten Bauteil werden vor allem durch bunte Möbelstücke gesetzt. Im neueren Erweiterungsbau dominieren die Wirkungen von weißen und hölzernen Wandflächen, hölzernen Einbaumöbeln und großzügigen Glasflächen, die von schwarzen Stahlkonstruktionen gerahmt sind. Durch die zurückhaltende Material- und Farbwahl entsteht ein ähnlicher Eindruck wie bei dem annähernd zeitgleich und unweit gelegenen Bürgerzentrum Böheimkirchen.

Es ist nun an der Zeit, dass wir uns einer Auswahl von Wohnbauten der Architekten zuwenden. Zu diesem Zweck befinden wir uns jetzt im dicht verbauten Wiener Arbeiterbezirk Ottakring, unweit der Ottakringer Brauerei. Das Gelände, auf dem von NMPB-Architekten von 2004 bis 2006 die „Gartensiedlung Ottakring“ errichtet wurde, wurde davor von der Brauerei für Werkstätten, Stallungen, Garagen und Ähnlichem mehr verwendet. Moderne Bierproduktionsmethoden machten diese Gebäude unnötig und damit den Weg frei, hier eine großzügige Wohnanlage zu schaffen.



Die Bezeichnung des Wohnquartiers mit „Gartensiedlung Ottakring“ ist Programm. Bei der Planung der Trakte und deren Situierung war es eine Grundvoraussetzung, den alten Baumbestand zu erhalten. Das hieß, dass trotz dieser erschwerenden Bedingung eine geschlossene Gesamtanlage zu konzipieren war. Die Architekten lösten dieses Problem durch eine teilweise durchlässige Randverbauung und regelten auch nicht die durch das Gelände führenden Gassenzüge ab. Die Trakte weisen unterschiedliche Höhen und auch unterschiedliche Wohnungstypen auf. Von der Maisonette bis zur ebenerdigen Wohnung mit Eigengarten findet sich hier nahezu jeder Typus. Inmitten des pulsierenden Wiener Vorstadtlebens erscheint die Gartensiedlung wie eine „Oase“, womit ihr Charakter wohl am treffendsten charakterisiert ist.

Als die Architekten den vormaligen Grundstückseigentümer, die Ottakringer Brauerei, bat, die für ihre Bauten übliche Kunst am Bau finanziell zu unterstützen, knüpfte dieser die Bedingung daran, dass die Kunstwerke etwas mit Bier zu tun haben müssten. Mit großen, liegenden, aus Beton gegossenen Bierflaschen, die halb in den Boden versenkt wurden, konnte diese Forderung erfüllt werden. Diese humorvollen Objekte stellen nicht nur einen angenehmen

optischen Reiz dar, sondern sind auch für die Kinder, die hier wohnen, ein beliebtes Kletter- und Spielzeug. Die Betonbierflaschen basieren auf einem Freiraumkonzept, das von Cordula Loidl-Reisch entwickelt wurde. Von ihr stammen auch die Ideen für die gesamte großartige Freiraumplanung der Gartensiedlung. Von ihr wurde eine Originalbierflasche in dem nun ausgeführten Maßstab vorgegeben und der Baufirma zum Schalungsbau überlassen. Die hohlen Betonfertigteile (Halbschalen) wurden mittels CNC-Maschinen gefräst. Es gab damals eine gewisse Aufregung in der Presse, da man sich erregte, dass Bierflaschen als „Kinderspielzeug“ eingesetzt werden sollten. Die Aufregung legte sich aber bald, da zur selben Zeit sowohl der Fußballklub Rapid als auch der ÖSV von Biermarken gesponsert wurde.

Nicht zu vergessen sind auch die überaus bemerkenswerten Lichtinstallationen in den Durchgängen quer zur Arneithgasse von der mittlerweile verstorbenen Lichtkünstlerin Brigitte Kowanz. Von ihr stammte auch das Beleuchtungskonzept in der Arneithgasse im Bereich des Kinderspielplatzes mit den „tanzenden Lampions“.

Noch etwas ist zu sagen, was nicht alltäglich für von Architekten geschaffene Wohnbauten ist: Einer der Architekten des Teams erwarb selbst in der Anlage eine Wohnung, was wohl für sich schon für die Qualität spricht. Und wie man hört, nennt auch einer der Besitzer der Brauerei eine Wohnung hier sein Eigen.

Wohnen für Generationen, Ottakring

Einige 100 m weiter stadtauswärts befindet sich die zeitlich geradewegs im Anschluss an die Gartensiedlung Ottakring, ab 2008 errichtete Wohnanlage „Wohnen für Generationen“. Nahezu unmittelbar an der stark befahrenen Maroltingergasse gelegen, gelang es auch hier wieder den Architekten, eine „Oase der Stille und der Ruhe“ für viele der hier befindlichen Wohnungen zu schaffen. Hier konnten die Architekten erneut fast auf der vielbesprochenen „Grünen Wiese“ planen und bauen. Das hier eingefügte Wörtchen „fast“ bedarf einer näheren Erklärung:

Jahrzehnte hindurch verfiel in Ottakring, dort wo einst der J-Wagen seine Kehre machte, an der Ecke Maroltingergasse/Thaliastraße, das Landhaus Jenamy, das der bedeutende österreichische Biedermeierarchitekt Joseph Kornhäusel von 1804 bis 1810 als eines seiner Erstlingswerke errichtet hatte. Schließlich gingen der Bezirk, die Wohnbaugenossenschaft und die Architekten daran, das als Schandfleck dieses Grätzels angesehene Gebäude mitsamt umliegendem Gelände zu sanieren. Dazu wurde nicht nur die Renovierung des Kornhäuselbaus in Angriff genommen, sondern auch die Errichtung eines modernen Wohnbaus.



Nach den Vorgaben der Stadtplanung hätte an den Stirnseiten des zweigeschoßigen alten Gebäudes angebaut werden dürfen, so wie es wohl auch ursprünglich der Fall gewesen war. Die mit dem Wohnbau beauftragten Architekten hielten aber aus Ehrerbietung vor dem architektur- und kulturgeschichtlich bedeutenden Altbau einen Respektabstand und errichteten hinter ihm einen niedrigen, S-förmig eingeschwungenen Bauteil, der als ein gestapeltes Reihenhaus ein Trakt der neuen Wohnhausanlage ist. Auch die Straßenbahngleise wurden abgerückt neu verlegt. Durch diese Freistellung des Landhauses entstanden eine wesentliche Verbreiterung des öffentlichen Raumes und eine optische Verbindung mit dem alten Zentrum von Ottakring auf der anderen Seite der Maroltingergasse.

Drei Schwestern, Wohnbauanlage

Zeitlich später (2011 bis 2015) und an einem gänzlich anderen Ort, in einer anderen Gegend in Wien, entstand in dem von der Wiener Stadtregierung forcierten neuen Wohnviertel auf dem ehemaligen Flughafengelände Aspern, weit draußen im Osten der Stadt, jenseits der Donau in Wien-Donaustadt eine aus drei Bauteilen bestehende Wohnhausanlage, die die Bezeichnung „Die drei Schwestern“ trägt. Hier in der Umgebung gab es keinen alten Baumbestand, der zu berücksichtigen war; hier gab es keine Altbauten, an denen man sich zu orientieren hatte; hier konnte man – natürlich unter Berücksichtigung der behördlichen Bauauflagen – verhältnismäßig frei schalten und walten. Hier, momentan am westlichen Rand der Seestadt, in unmittelbarer Nähe des dem Ganzen namensgebenden See, errichteten die Architekten drei nahezu gleiche, monolithische Wohnblöcke, die sowohl durch vorkragende Bauteile als auch durch Rücksprünge in ihrer großen Form geprägt sind.

Die im angemessenen Abstand zueinander errichteten Bauten sollen auch eine Art Verzahnung mit der freien, unverbauten Fläche auf der einen und der dichter verbauten Fläche auf der anderen Seite bilden. Sie stellen durch ihre Anordnung gleichsam den Übergang von der freien Fläche zum dicht verbauten Gebiet her.

Markant ist auch noch die Farbgebung: ein hellbraunes Ocker, die Fensteröffnungen sind weiß gerahmt. Die Eingangszonen sind demgegenüber farblich stark akzentuiert.

Durch die scheinbar blockartige Zusammensetzung und Verschiebung der Bauten ergeben sich im Inneren keine wie sonst häufig übliche, vielleicht auch gelegentlich etwas monotone Regelgeschoße: „Abwechslung schafft Kurzweil!“, könnte das Motto gewesen sein.

Wie auch sonst bei vielen NMPB-Bauten weisen die Blöcke eine markante Sockelzone auf, über der sich die versetzt angeordneten und rhythmisierten Bauelemente erheben.



Schlussbemerkung

Die Architektur von NMPB-Architekten wird nunmehr seit über 50 Jahren von Begriffen wie Angemessenheit, Nachhaltigkeit, Großzügigkeit, Flexibilität, Noblesse und Pragmatismus geleitet. Daran hat sich auch in den vergangenen 20 Jahren, trotz aller personellen und zeitlichen Veränderungen, nichts geändert. Was eingangs schon zur Charakterisierung der Arbeit des Büros mit einer Reihe von Begriffen festgestellt wurde, kann hier nur nochmals wiederholt werden: Das fortwährende Zusammenspiel von Berufspraxis, Forschung und Lehre sowie die wirksame Bezugnahme zum Ort des Bauprojekts gewährleisten differenzierte Lösungen, Individualität und Unverwechselbarkeit der projektierten und realisierten Bauten! Das jeweils individuelle und angemessene Konzept wird bis in jede Einzelheit verfolgt. Die Lösung einer Bauaufgabe ist niemals eine Frage von Stil, sondern immer Ausdruck einer Haltung und einer Architektur-Philosophie!

Im Januar 2020 luden NMPB-Architekten anlässlich des 50-jährigen Bestandes des Teams zur großen Feier in den Kuppelsaal der Technischen Universität am Karlsplatz. Ich hatte damals die Ehre, eine Laudatio beizutragen. Dem folgt nun die ausführliche Bilanz ihres Schaffens in Buchform. Zu dessen Einleitung sind dafür wesentliche Passagen aus meiner Rede und einige Ergänzungen zu einem neuen Text geformt.

Otto Kapfinger

Manfred Nehrer und Reinhard Medek starteten ihr selbstständiges Atelier in Wien um 1970: beide Jahrgang 1944, beide 1967 Diplom-Absolventen der Technischen Hochschule Wien. Herbert Pohl, Jahrgang 1946, absolvierte das Architekturstudium 1980 ebenfalls an der Technischen Universität Wien und war ab dann schon Mitarbeiter im Büro Nehrer-Medek, 1995 wurde er Partner bei Nehrer-Medek, nach dem Tod Reinhard Medeks übernahm er im September 2003 dessen freigewordene Büroanteile. Sascha Bradic, Jahrgang 1965, Architekturdiplom an der Technischen Universität Zagreb 1990, ist seit 1993 bei Nehrer-Medek, im Januar 2004 trat er der Partnerschaft bei. Seitdem heißt das Büro: Nehrer/Medek[†]/Pohl/Bradic – NMPB-Architekten.

Schon vor 30 Jahren galten Nehrer-Medek als die österreichischen Schulbauarchitekten schlechthin und zugleich als erstrangige Konkurrenten in allen einschlägigen Wettbewerben. In gut fünf Jahrzehnten zählen wir über 200 Beiträge zu landesweiten oder europaweiten Architektur- und Städtebauwettbewerben – darunter dann 33 erste Preise, 20 zweite Preise, 32 dritte und noch etliche Ankäufe. Daraus entstanden allein im Schulbausektor 30 realisierte Bauten – von Volksschulen an die ganze Bandbreite bis hinauf zu Universitätsinstituten – in fünf österreichischen Bundesländern – alle auf einem in der Fachwelt und bei den NutzerInnen unumstritten hohen Niveau.

Nehrer-Medek begannen ihre Karriere unter heute kaum mehr vorstellbaren Bedingungen. 1970 genügten zwei Zeichenbretter, Reißschiene, Dreieck, Zirkel, Bleistift, Rapidograf, Aquafix-Rolle, Transparentpapier, Druckblei, Spitzmaschine, Rasierklinge, Schreibmaschine, Vierteltelefon, um ein Büro zu beginnen, ein Projekt zu zeichnen und wettbewerbsgemäß einzureichen.

1970 startet in der Ära von Bundeskanzler Bruno Kreisky auf Bundes- und Länderebene die legendäre Bildungsoffensive mit dem Ziel, in jeder österreichischen Bezirkshauptstadt Schulen zu haben, die zur Matura führen und damit auch den (kostenfreien) Hochschulzugang eröffnen. Zugleich beginnt 1970 unter dem SP-Bautenminister Josef Moser eine bundesweite Serie offener Wettbewerbe: Unter dem Motto „Wohnen morgen“ sollen experimentelle Wohnbauprojekte in allen Bundesländern technisch und funktionell zukunftsträchtiges Neuland erschließen.

Nehrer-Medek nehmen 1970–76 an fast all diesen Wettbewerben teil, anfangs noch als Mitarbeiter unter dem Befugnis-Stempel von Arbeit- und Praxisgeber Architekt Lavaulx. Bei allen vier Wohnen-morgen-Konkurrenzen, die sie bestreiten, sind sie

in den Preisträngen oder bei den Ankaufen, und ihr Siegerprojekt 1970 für Klagenfurt führt gleich zu ihrer ersten größeren Realisierung. Der prominente deutsche Verleger Helmut Kindler sieht die Ausstellung der Einreichungen für Klagenfurt, er möchte zu den Olympiabauten Münchens ein Wohnbauexempel beisteuern. Das Nehrer-Medek-Projekt gefällt ihm, und er beauftragt das Team mit der Planung von 16 Wohneinheiten. Und so haben die nicht einmal 30-Jährigen schon 1972 ein elegantes Terrassenwohnhaus im prominenten Kontext Münchens vorzuweisen. 1974 sind sie damit in der von Heinz Tesar im Rahmen der Österreichischen Gesellschaft für Architektur gestalteten Ausstellung „Konfrontationen“ vertreten. Es ist die Vorstellung einer damals „jungen Generation“ der Wiener Szene – mit Alessandro Alvera, Luigi Blau, Hermann Czech, Heinz Frank, Otto Häuselmayer, Franz E. Kneissl, Adi Krischanitz, Dimitris Manikas, Elsa Prochazka, Roland Schachel, Tesar selbst und einigen anderen. Der Wohnbau von Nehrer-Medek ist in dieser Runde das größte ausgeführte Projekt – und es ist bei der Gelegenheit auch meine erste Begegnung mit den beiden.

1973–76 machen sie neun Schulbauwettbewerbe, erreichen sie vier erste Preise, davon werden zwei große Anlagen bis 1979 umgesetzt (Bludenz und Deutschlandsberg), die für Klagenfurt und Graz dauern etwas länger. Diese Erfolge basieren auf zwei Hauptkomponenten: Zum einen ist es die Auffassung von Schule nicht mehr als strikte Pauker- und Disziplinierungsanstalt, sondern als „sozialer Raum“, der auch der Gemeinschaftlichkeit, der festlichen Geselligkeit und der ganzen Nachbarschaft einer Gemeinde dienen kann, was wohl den Hallenschulskonzepten von Wilhelm Hubatsch und Viktor Hufnagel aus den 60er-Jahren geschuldet ist – bei Hufnagel hatte Nehrer ja einige Zeit volontiert und erinnert sich heute noch dankbar und lebhaft daran –; und zum anderen ist es die auffallende Versiertheit in rationalen, industriellen Bauweisen – Qualitäten, denen Medek als Mitarbeiter von Harry Glück am Ende der 60er-Jahre intensiv begegnete.

Diese frühen Schulzentren entstehen durchwegs als Solitäre, als geometrisch-symmetrisch-modular komponierte Raumfiguren in Freiräumen am Stadtrand, sie waren und sind robuste Strukturen, funktional wie auch technologisch, sie sind nach dem Ölschock von 1973 gebaut und sind energetisch ambitionierter als ihre Vorgängerbauten aus den 60er-Jahren, die noch ungedämmte Konstruktionsarten roh und „brut“ exponieren konnten.

Über die Jahrzehnte haben sich diese frühen Anlagen bestens bewährt, wie etwa der Gründungsdirektor des Bundesschulzentrums in Bludenz, Prof. Dr. Norbert Methlagel, bezeugt, der zum Festakt an der Technik folgendes Statement sandte:

„Ich war der erste Direktor der Handelsakademie Bludenz. 1973 wurde dort für das Bundesschulzentrum der Wettbewerb ausgeschrieben. Es war das erste große Schulzentrum überhaupt in Vorarlberg. Von der Jury, der ich angehörte, wurde der Vorschlag der Architekten Nehrer-Medek ausgewählt. Zur Pressekonferenz erschienen zwei junge Männer aus Wien mit langen Haaren, um das Projekt vorzustellen. Auf die Frage des Bludener Bürgermeisters, wann denn der Chef komme um den Vertrag zu unterfertigen, antwortete einer der jungen Männer – ich glaube, es war Nehrer – ‚wir zwei haben keinen Chef, wir werden euch das Projekt bauen‘. So kam es dann auch. Im Frühjahr 1975, vor fast 42 Jahren, war das neue Schulzentrum planmäßig fertig und ist bis heute zur vollen Zufriedenheit in Betrieb. Es platzt allerdings schon aus allen Nähten wegen der gestiegenen Schüleranzahl. Seither sind Manfred Nehrer und ich gute Freunde. Herzliche Grüße!“

Um 1980 geschieht ein Paradigmenwechsel: Die Stadterweiterungsprojekte „auf der grünen Wiese“ laufen aus, der Fokus richtet sich auf die Revitalisierung kompakter Stadtquartiere, erste Umbauten und Neuprogrammierungen großer, gründerzeitlicher Nutzbauareale kommen in Gang. Auch im Bildungsbau, wo Nehrer-Medek weiterhin reüssieren, geht es mehr und mehr um Einpassung und um stadträumliche Zuordnung in bestehende Ensembles. Ab 1990 – Wien beginnt nach der „Wende“ wieder zu wachsen – ist das weitaus spannendste Feld der Wiener Szene die von Stadtrat Hannes Swoboda initiierte Aktion Schulbau 2000: In einem Jahrzehnt entstehen hundert neue Grundschulbauten mit sehr ambitionierten Zielen – nun als dezidiert integrative und emanzipative soziale „Orte im Urbanen“.

Und auch da bringen Nehrer-Medek mit der Volksschule in Hetzendorf und der Doppelvolksschule in Favoriten Initialbeispiele – die interessanterweise immer noch auf den Hallentypen der 70er-Jahre fußen, nun aber kontextbezogen jeweils individuelle, ortsspezifische Variationen generieren. In der Fachwelt werden diese beiden Schulen, z. T. erst nach heftigen lokalen Auseinandersetzungen durchgebracht, einhellig als Wegbereiter der kommenden, von der nachrückenden ArchitektInnengeneration geplanten Schulbauwelle gesehen. Walter Chramosta schreibt 1996 in seinem maßgeblichen Buch über das Wiener Schulbauprogramm 2000:

„Nehrer & Medek bauen seit mehr als 20 Jahren – Schulen, aber auch Wohnhäuser, Bürogebäude – Bauaufgaben der höheren Schwierigkeitsgrade, die oft innovatorischen Charakter in der Typologie und der technischen Umsetzung erkennen lassen.

Quellen:

Zu Philibert de l'Orme:
Herbert Ricken: Der
Architekt. Historische
Berufsbilder, Leipzig
1990

Liesbeth Waechter-
Böhm: Nehrer + Medek.
30 Jahre Architektur
im Kontext, Salzburg-
München 2004

Kammer d. Architekten
u. Ingenieurkonsulenten
(Hg.), Walter Chramosta
(Red.): Das neue Schul-
haus in Wien. Schüler-
universum und Stadtpar-
tikel, Wien-Berlin 1996

Architektur Aktuell
410/2014: Wien, Nieder-
österreich.
Stadt + Land = Region

Bauforum 130/1988:
Nehrer + Medek
Architekten. Arbeiten
1973–1988

Nehrer & Medek stehen prototypisch für jene stillere, weil von den Medien nicht gleich erkannte Architektur, die die inhaltliche Erneuerung vor die formale stellt – die die Zwecke über wohl durchdachte Organisationsmodelle bedient und diese Raumkonzepte solid umsetzt. Architektur dient hier offenbar den Zwecken, die Zwecke müssen sich nicht der Architektur beugen. Innovation steht daher stets im Dienst des Nutzers und weniger im Dienst des stilistischen Fortschritts der Disziplin. Sie mögen ‚schnelle‘ Architekten in der Umsetzung sein, ‚schnelle‘ Architektur im Sinne des *letzten Schreie* machen sie nicht. Sie stehen für Professionalität, sie sehen sich als Universalisten, die alle Teilleistungen der Planung, der Vergabe und der Bauüberwachung beherrschen und auch ausüben wollen – und sie sehen sich weniger als Künstler, die das ultimative Glanzlicht aufsetzen. Dazu ziehen sie folgerichtig und regelmäßig erstrangige bildende Künstler*innen heran, die ihren Architekturen weitere Dimensionen erschließen.“

Für den erwähnten Paradigmenwechsel seit 1980 – wenn Architektur und Städtebau sich nun dem Weiterbauen komplexer Altbestände in kompakten Stadtgeweben zuwenden – braucht es noch viel feinere Instrumente und Techniken als beim Planen auf der grünen Wiese, braucht es noch viel mehr Wissen und Achtsamkeit auf die Qualitäten und Verfassungen des Alten, braucht es auch technisch und konstruktiv noch viel geschärfte, avanciertere Eingriffe und hochwertigere Konzepte, um die nötigen Überlagerungen, Ertüchtigungen, Erweiterungen alter Räume einerseits schonend zu sichern, sie in ihren radikalen, d. h. essenziellen Qualitäten zu beleben, und andererseits für das Neue, für das Überbauen, Ergänzen, Anfügen im Dialog mit dem Alten jene Offenheit, jene Freiheit und Elastizität des Raumspiels zu gewinnen – was wir eben am modernen Bauen so schätzen und was wir für das moderne Leben haben wollen!

Nehrer und sein Team haben diese Evolution von der sauberen, homogen idiosynkratischen Planung auf der Tabula Rasa zum komplexen, sensitiven Bauen in heterogenen, urban-dichten Umständen großartig und vorbildhaft geschafft – und sie haben dazu das Teamwork mit den besten verfügbaren Statikern, Tragwerksplanern und Konstrukteuren gesucht und gemeistert. Im Bereich des konstruktiven und ingenieurmäßigen Know-Hows sind da ein paar Akteure zusätzlich nennen. NMPB kooperierten und arbeiten mit Kapazitäten wie Wolf Dietrich Ziesel, Alfred Pauser, Oskar Graf, Robert Krapfenbauer oder Fritsch-Chiari+Partner – und diese Qualität einer brillanten, dabei aber eben nicht vordergründig spektakulären Konstruktivität können wir speziell bei den neueren Bauten in Wien in verschiedenen Maßstäben erleben, genießen und würdigen.

Es hat im Schulbau schon bei kleinen kontextuellen Sachen begonnen, aber in Wien sehen wir das jetzt an der Modernisierung großer, wichtiger Stadt-Bausteine: an der Erneuerung und Erweiterung der Arbeiterkammer beim Belvedere, an der Revitalisierung des denkmalgeschützten Ensembles der Frauenklinik von 1908 am Alsergrund, an der Revitalisierung und Ergänzung mit Wohn- und Schulungseinheiten am alten Ensemble der Austria-Tabakwerke in Ottakring; zuletzt ist es die bedeutende Revitalisierung und Erweiterung im Ensemble des AKH-Garnisonsspitals für die Zahnklinik der Universität Wien – der größte und modernste einschlägige Uni-Betrieb in Europa. Ich erlebte dort eine persönliche, einstündige Führung mit Univ.-Prof. Dr. Moritz, dem Chef des Ganzen, eines hochkarätigen Betriebs mit über 600 MitarbeiterInnen – ein unerwartetes, beeindruckendes, architektonisches Erlebnis, in einer Zahnklinik! Gleich daneben steht das seit einigen Jahre neu agierende Institut für Informatik der Universität Wien – und last but not least – auch hier im Stammhaus der Technik am Karlsplatz ist es seit Jahren die stufenweise Ertüchtigung, Ergänzung des Bestandes zu einem zeitgemäß funktionierenden und mit der Nachbarschaft auch räumlich besser vernetzten, geöffneten Quartiers des Lehrens und werktätigen Lernens.

In dieser Thematik gibt es ein ebenso faszinierendes Beispiel von NMPB im ländlichen Raum – den Um- und Ergänzungsbau für das Rathaus in Böheimkirchen, einer kleinen Gemeinde an der Westbahn nahe St. Pölten. Auch dort steht am Anfang ein Wettbewerbsgewinn von NMPB. Mein Eindruck dann an Ort und Stelle – ein positiver Schock, in mehrfacher Hinsicht. Dieses Rathaus ist im neuen Hauptteil den ganzen Tag über offen und durchgängig – die Architekten haben da mit einer maßgeschneiderten Intervention den ganzen Baubestand der Nachbarschaft mitaktiviert und zu einer für alle BürgerInnen neu erlebbaren „Stadtkrone“ gemacht: Kirche, Friedhof, Schulzentrum, Sportzentrum, Musikschule, Standesamt, Bibliothek, Verwaltung, Festsaal ...

NMPB haben im Zuge der Gesamtanierung der Technischen Universität Wien diesen Kuppelsaal im Mitteltrakt des Hauptbaus aus vielen späteren Einbauten freigeschält und neu ins Leben gerufen, er ist seit her das einmalige Trumpf-Ass der Technischen Universität als universitärer Veranstaltungsort, aber auch extrem nachgefragt von außer-universitären Gästen und NutzerInnen. Auch die Kommunikation innerhalb der Altbauten ist hier räumlich wieder gut geklärt, offen und übersichtlich gemacht – und drüben im Hof steht jetzt eine neue große Treppe zur „Entfluchtung“ des Haupttraktes mit seinen Sälen; es ist ein Monolith in feinstem Beton, der die Absurdität heutiger Brandschutzregeln in eine autonome, fugenlos gegossene Bauskulptur transformiert.

Nochmals zurück zum Kuppelsaal und zu dem ursprünglichen Schöpfer der hier angewandten, speziellen Konstruktionsart in Holz, Philibert de l'Orme, Architekt des französischen Königs und der Katharina de Medici. Die Technischen Universität Wien hat mit dem durch NMPB so sorgfältig reaktivierten Saal direkt neben den prägnanten Kuppeln von Karlskirche und Secession einen wieder ganz anderen, aber nicht minder grandiosen, in originärer Holzbau-technik gewölbten „Saal über den Dächern“. In seinem 1567 publizierten Architekturtraktat bringt Philibert de l'Orme anfangs zwei Stiche – es sind Allegorien über den schlechten und den guten Architekten.

Der schlechte Architekt rennt auf dieser Darstellung in der auffälligen Kleidung eines gelehrten Mannes in törichter Eile in öder Gegend geschäftig umher. Um ihn herum liegen am Boden – Symbole der Grobheit seines Geistes – Steinbrocken und Ochschädel. Er hat keine Augen, weil er die Wahrheit nicht sieht, keine Hände, weil er nichts auszuführen versteht, keinen Zugang zum Handwerklichen des Metiers hat; er hat keine Ohren, mit denen er die Ratschläge anderer hören könnte, und schließlich auch keine Nase, da er nicht riechen kann, was gut ist. Einen Mund jedoch hat er wohl, mit dem er reichlich schwatzen und dozieren kann. Im Hintergrund droht eine mittelalterliche Festung – für de l'Orme das Zeichen veralteter Architekturauffassung ...

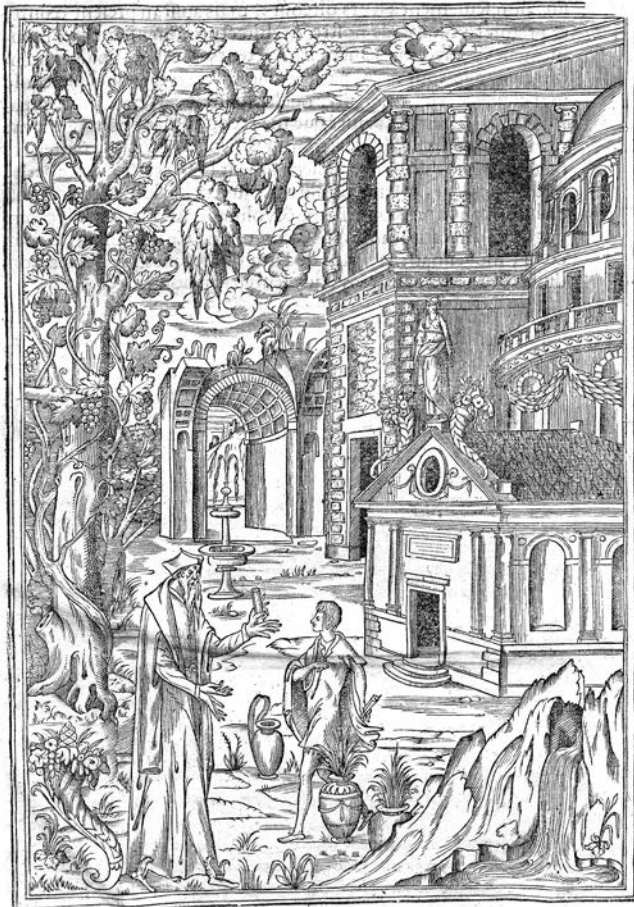
Der gute Architekt – am anderen Blatt – steht im Gespräch mit seinem Schüler oder Mitarbeiter, dem er eine Zeichenrolle überreicht. Er ist mit drei Augen ausgestattet: für die Beachtung der kosmisch ausgerichteten, der humanen Sinngebung, für die Wahrnehmung von Vergangenheit und Zukunft – und um alle Angriffe gegen sich erkennen zu können. Die Zahl seiner Ohren ist verdoppelt, da er mehr hören als sprechen muss. Vier Hände sollen ihm die Ausführung seiner Entwürfe ermöglichen. An den Füßen hat er Flügel, um zu seinen Baustellen zu eilen. Rechts vorne sprudelt die Quelle der Weisheit, und gegenüber stehen in üppiger Natur – vor dem im Hintergrund sichtbaren Fragment römisch-antiker Ingenieurs- und Wölbekunst – ein Bau in der rational-aufgeklärten Manier der Renaissance, welche de l'Orme der noch im Spätgotischen verhafteten Szene Frankreichs als Orientierung vorstellt.

Ich denke, all die genannten guten Qualitäten können wir vom Anfang an bis heute im weiten Œuvre von Manfred Nehrer, Reinhard Medek, Herbert Pohl und Sascha Bradic nachdrücklich gespiegelt und realisiert wiederfinden. Dazu herzlichen Dank und uneingeschränktes Kompliment!

Architecture de
Philibert de l'Orme,
Rouen 1648

Links: Allegorie des
guten Architekten

Rechts: Allegorie des
schlechten Architekten



Kammer für Arbeiter und Angestellte,
Wien

Medizinische Universität Wien,
Zahnklinik

Bürgerzentrum Böheimkirchen

Technische Universität Wien,
Karlsplatz

Theresianische Akademie Wien

Rettungs- und Feuerwehrleitstelle,
Feldkirch

Kontinuität und Kontraste – Methoden des Weiterbauens

Christian Kühn

Lange galt das Bauen im Bestand als Nebenfach der Baukunst. Sanieren und Ergänzen verträgt sich nicht gut mit der heroischen Vorstellung vom autonomen Kunstwerk auf einer Tabula Rasa. Heute haben sich die Verhältnisse umgekehrt. Alles ist Umbau, hat Hermann Czech schon vor Jahren behauptet. Und tatsächlich ist jedes neu gebaute Haus ein Umbau seines Kontexts und daher mit entsprechender Rücksicht zu planen. Selbst auf der vermeintlich grünen Wiese werden Horizonte verstellt und Böden ausgehoben. Der Kontext ist dabei nichts Vorgegebenes, sondern ein Produkt der Vorstellungskraft, konstruiert aus zahlreichen, auch widersprüchlichen Eindrücken. Das macht den Umbau zu einem kreativen Akt. Welche Aspekte des Bestands werden prominent behandelt, welche treten in den Hintergrund? An welchem Ende des Bestands knüpft der Entwurf des Um- oder Zubaus an?

In der Beantwortung solcher Fragen besteht die Kunst des Umbaus. Eine schwierige Beziehung unterhält sie dabei zur Denkmalpflege. Letztere ist eine Wissenschaft, die den Bestand erforscht und bewahrt, während der Umbau als Kunst den Bestand interpretiert und weiterdenkt. Im Idealfall kooperieren Wissenschaft und Kunst und schaffen Innovation im Bestand. Harte Kontraste sind dabei ebenso möglich wie vorsichtiges Freilegen von Bestandsschichten.

Die Konzentration auf den Umbau ist heute auch eine moralische Forderung: Um den Ressourcenverbrauch, zu dem das Bauwesen global 60% beiträgt, so gering wie möglich zu halten, sollte sich die Bautätigkeit in fortgeschrittenen Industriegesellschaften auf den Umbau konzentrieren und den Neubau zur Ausnahme von der Regel erklären. Der Denkmalschutz kann dabei Anregungen liefern. Er darf aber nicht zum Maßstab für das Bauen im Bestand werden. Zu dessen Werkzeugkasten gehört auch die radikale Transformation, die den Bestand überformt und aus ihm etwas Neues entwickelt.

Prinz-Eugen-Straße
20–22, 1040 Wien

Bauherr: Kammer
für Arbeiter und
Angestellte, Wien

Wettbewerb: 2004,
1. Preis

Baubeginn: 2005
Fertigstellung: 2009

Markus Kristan: NMPB-Architekten

Die Bauaufgabe unterteilte sich einerseits in den Umbau des unter Denkmalschutz stehenden Hauptgebäudes mit seinen beiden Seitentrakten, andererseits in die Errichtung eines Neubaus und zweier neuer Dachgeschosse zur Deckung des Mehrbedarfs an Flächen im direkten räumlichen Zusammenhang.

Kernstück des Objekts ist das neue, im Erdgeschoß des Neubaus situierte Beratungszentrum mit seinen drei Beratungspavillons. Es ist aufgrund seiner hohen Besucherfrequenz von den Büros der Arbeiterkammer komplett getrennt. Die Pavillons des Beratungszentrums beinhalten komfortable, helle Räume, die genügend Privatheit für die um Rat suchenden Menschen bieten.

Darüber erhebt sich parallel zum Hauptgebäude der sechsgeschoßige Büro-Neubau, der sogenannte Rucksack. Er ist mit dem Bestandsgebäude über ein drei Meter breites, als transparentes Raumgefüge funktionierendes, vertikales Foyer verbunden. Durch die Lufträume dieser Erschließungszone kann man das Kommen und Gehen auf allen Ebenen überblicken.

Vom offenen, großzügigen Speisesaal im ersten Obergeschoß bietet sich ein herrlicher Ausblick in den Garten. In den Büros bestehen die Wände zum Gang aus Glas, wobei die grauen, roten oder weißen Türblätter Sichtschutz für die Angestellten bieten. Die schmalen Gänge wurden durch breite Kombizonen ersetzt, in denen alle Ablage- und Stauflächen zu kompakten Möbeln gebündelt wurden.

Durch diese kompakte Erweiterung des Altbestandes wurde die im Westen des bestehenden Gebäudes gelegene Grünfläche mit ihrem erhaltenswerten Baumbestand von jeglicher oberirdischer Bebauung frei gemacht und steht den Mitarbeitern der Arbeiterkammer als Freibereich zur Verfügung.

Grafisches Gebäudeleitsystem: Walter Bohatsch
Siebdruck der Pavillonverglasung: Ayse Erkmen
Vorplatzgestaltung: feld72 Architekten
Wandgestaltung Direktion: Ingeborg Kumpfmüller
Wasserbeckengestaltung: Matti Braun
Installation Foyer: Gabriele Lenz, Anja Mönkemöller



**Kammer für Arbeiter und Angestellte,
Wien**



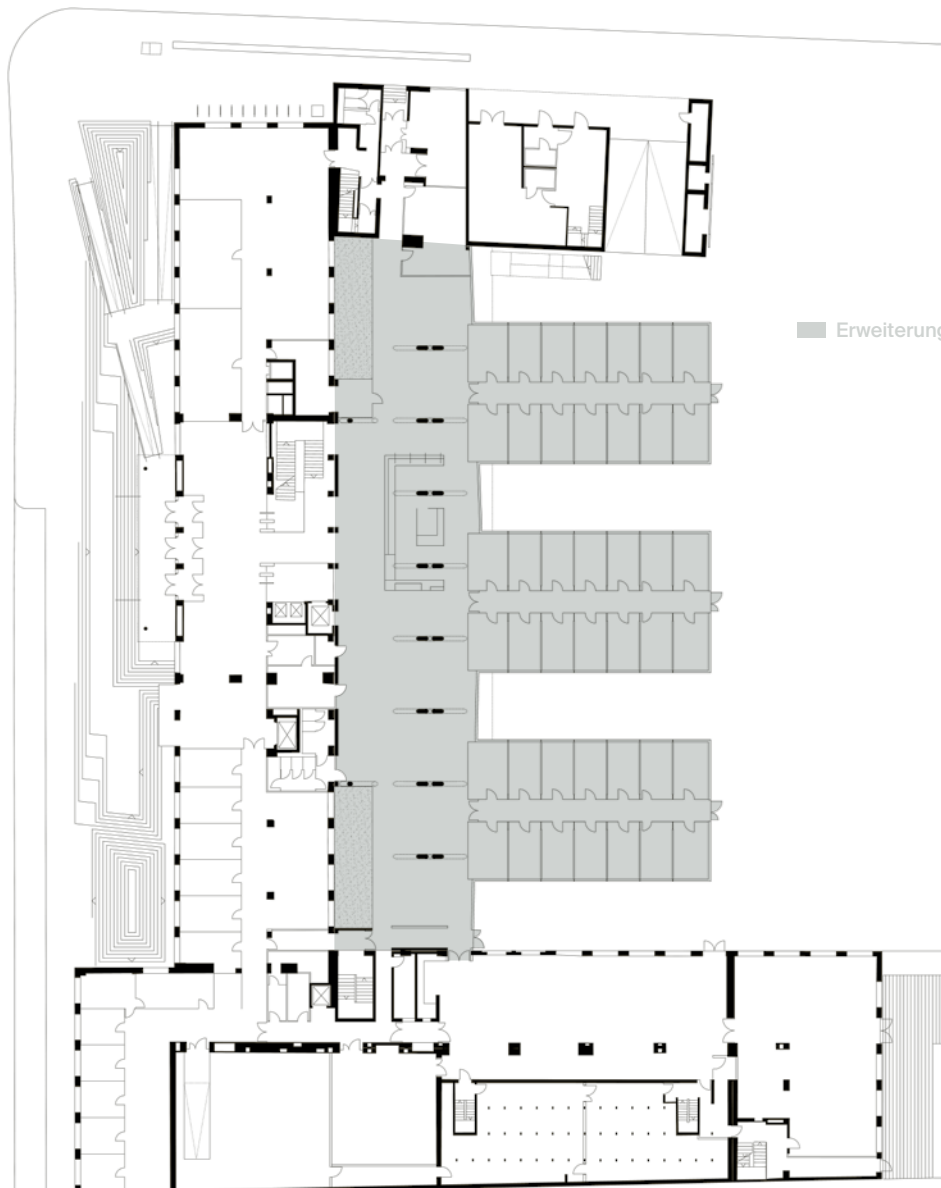
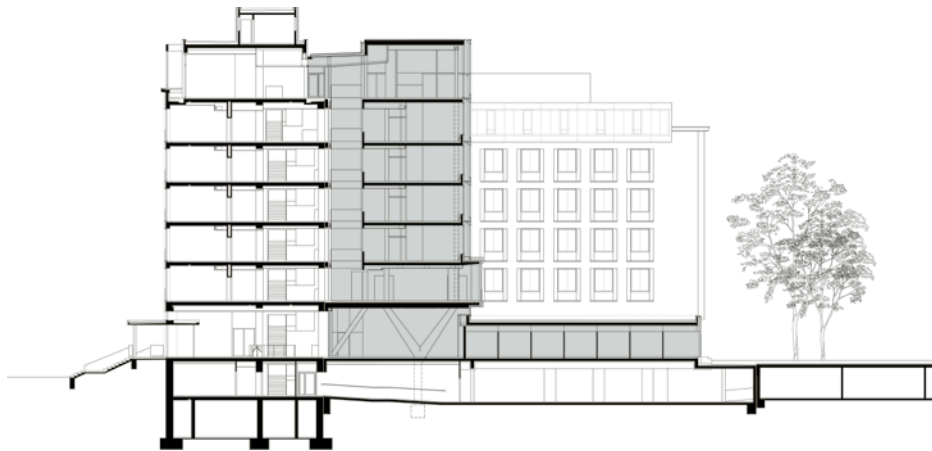




Vorhergehende
Seite: Erweiterungsbau
im Gartenhof mit
„Schwimmenden
Steinen“ von Matti Braun
Eingangshalle
Eingangsbereich
Beratungszentrum

Markus Kristan: NMPB-Architekten





Drei Finger im Grünraum

NMPB-Architekten haben die sehr komplexe und umfangreiche Aufgabe, eine rundum sanierte, erneuerte, erweiterte Arbeiterkammer Wien in der Prinz-Eugen-Straße nach einem Wettbewerb 2003/04 nicht nur in erstaunlich kurzer Zeit, sondern auch bravourös bewältigt. Wenn man das Haus jetzt betritt, taucht man in eine Atmosphäre ein, die wirklich so etwas wie Offenheit, Aufgeschlossenheit, Freundlichkeit suggeriert.

Dabei muss man dem alten Haus von Franz Mörth allen Respekt zollen. Es ist ein Zeugnis der Fünfzigerjahre, keine „große“ Architektur, aber sehr anständig und ambitioniert. Andererseits: Für die Arbeiterkammer selbst war es sicher ein Problem. Für einen Mitarbeiterstab von heute 430 Menschen war es viel zu klein, und vor allem war es für den Kundenstrom, der hier Beratung sucht, nicht mehr geeignet.

In einer Kürzestversion könnte man die Aufgabenstellung folgendermaßen beschreiben: Der Altbau musste dringend saniert und auf einen Standard gebracht werden, der heutigen bauphysikalischen (Wärmedämmung!) Kriterien entspricht; es ging – auch aus sicherheitstechnischen Gründen – um eine Entflechtung von Kundenverkehr und hausinternen Wegen; es ging um kundenfreundliche Beratungszonen, viel mehr Büros, einen ziemlich großen Konferenzsaal, der für alle Vertreter der Arbeiterkammern bundesweit Platz bietet, kleinere Konferenzsäle. Die Bibliothek – immerhin die größte sozialrechtswissenschaftliche des Landes – brauchte eine adäquate Bleibe (einschließlich einem Bücherspeicher auf fünf Ebenen in der Tiefe); und infrastrukturell musste man auch etwas tun – 430 Menschen brauchen eine entsprechend dimensionierte Kantine, auch eine Cafeteria.

Markus Kristan: NMPB-Architekten
NMPB-Architekten haben den Altbau saniert, das heißt unter anderem: außen Wärmedämmung aufgebracht – unter größtmöglicher Rücksichtnahme auf die alten, filigranen Fensterprofile – und innen umgebaut. Die denkmalgeschützten Lifte wurden erhalten, auch zwei Reliefs, die es gab, blieben zitathaft bestehen (und an einer Stelle sogar die alten Fenster). Sie haben Richtung Park, hinter dem Haus, einen Neubau, das sogenannte „Regal“, in drei Meter Entfernung darangestellt und greifen zu ebener Erde mit drei rundum verglasten „Fingern“ in den Grünraum hinaus. Diese drei Pavillons dienen der Kundenberatung. Ein Seitentrakt des Bestandes wurde zusätzlich – sehr schlicht, aber nicht banal – aufgestockt.

Die drei Pavillons, die übrigens auch ein „gestaltetes“ und extern begrüntes Flachdach (Anna Detzlhofer) haben, waren fast so etwas wie die Königsidee im Wettbewerb. Fast – denn der im Abstand von drei Metern vorgesezte Zubau war einfach das beste Konzept, um den wunderschönen Park so wenig wie möglich zu beeinträchtigen. Außerdem schafft die über alle Geschoße durchgehende, schmale Halle zwischen den Baukörpern eine spannende räumliche Situation.

Etwas Besonderes ist die Glashaut der zweischaligen Fassade des „Regals“ Richtung Park. Sie ist im obersten Bereich plastisch ausgebildet – sie wuchtet leicht nach vorn und hat einen Knick –, aber nicht aus formaler Willkür. Da bildet sich einfach der große Sitzungssaal ab, der den genormten Rahmen der darunterliegenden Bürogeschoße sprengt. Was für ein Glück, dass sich diese funktionelle Gegebenheit sichtbar ausdrückt. So kommt Dynamik in die Außenhaut.

Im Wettbewerb haben NMPB-Architekten Großraumbüros vorgeschlagen. Die Mitarbeiter wollten jedoch Einzelbüros – und jedes mit Aussicht. Darauf haben die Architekten mit maßvollen Arbeitszellen reagiert und mit sehr breiten Gängen, in denen sich die verschiedenen gemeinschaftlich genutzten Einrichtungen befinden. Dieses Prinzip wurde sogar im Bestand durchgezogen: Auch dort sind die Gänge jetzt breiter und bestimmte Funktionen in die Mittelzone ausgelagert.

Diese Lösung ist nicht nur praktikabel, sie ist außerdem auch kommunikativ. Sie lässt einen vergessen, dass es sich letztlich um einen Erschließungsgang handelt.

Auch bei kritischer Besichtigung muss man der Arbeiterkammer rundum gratulieren. Sie präsentiert sich durch diese Architektur einfach ganz anders. Architektur ist eben doch ein imageprägender Faktor. Und hier kommt noch dazu, dass es ein explizites Engagement für Kunst, auch für die „angewandte“ Kunst gegeben hat.